

bestellt. Das Hotel liegt 1050 Meter über dem Meere, am Fuße der mächtig emporgelagerten Dolomitenpitze des Schlern mit prachtvoller Aussicht auf die Ortler-, Brenta- und Plessen-Gruppe. Ganz in der Nähe liegen die interessanten Schloßruinen Salegg und Hauenstein.

— **Zwidau.** Ein Enkel des vielgenannten Raubjähgers Karl Stälpner, welcher am 24. September 1841 zu Großobersdorf gestorben ist, ist in der Königin Marienhütte in Gainsdorf beschäftigt. Er besitzt viele Erinnerungszeichen von Karl Stälpner und ist der letzte Nachkomme desselben.

— **Flauen i. B.** 24. Mai. Unser Stadtorchester hat bisher eine städtische Beihilfe von 12060 M. erhalten. Gestern hat der Stadtmusikdirektor bis auf weiteres ein persönliches Gehalt von jährlich 2200 M. zugestimmt worden ist. Die Neuorganisation ist die Folge des Vorgehens des Stadtmusikdirektors Werner, der bekanntlich wegen nicht genügender Unterstützung sein Entlassungsgesuch eingereicht hatte. Bei Beratung der die Angelegenheit regelnden Anträge sprach sich Oberbürgermeister Dr. Schmid in scharfer Weise über das Vorgehen des Wagnervereins-Vorstandes aus. Der Stadtmusikdirektor hat in seiner Eingabe an den Stadtrat erklärt, daß bei der jetzigen Zusammenstellung des Orchesters und den derzeitigen Einnahmen einwandfreie Orchesterleistungen nicht zu vollbringen sind. Die Ausführungen des Stadtmusikdirektors fanden die Zustimmung fast aller Mitglieder des Stadtmusikrates. In den letzten Tagen hat sich ein Konzertverein zur Unterstützung des Stadtorchesters gebildet. Diese Vorgänge werden in der Bürgerchaft lebhaft besprochen.

— **Flauen.** Wie dem „Vogl. Anz.“ aus Schwarzenbach a. d. S. gemeldet wird, ist in dem einzelgelegenen Bauernhause des Leonhard Groh in Nonnenwalde bei Rehau an der bairischen Grenze am Dienstag ein Brand entstanden, bei dem die vier Kinder des Groh im Alter von 4 bis 14 Jahren den Tod fanden. Der selbst erlitt schwere Brandwunden. Der Mann war betrunken nach Hause gekommen und es ist daher anzunehmen, daß er den Brand selbst verursacht hat. Die Frau Groh befindet sich gegenwärtig wegen Weineid im Zuchthaus.

— **Schwarzenberg.** Se. Majestät haben Herrn Amtshauptmann Demmering den Rang in Klasse 3 Nr. 9 der Hofrangordnung, Herrn Straßen- und Wasserbauinspektor Baurat Read das Ritterkreuz 1. Klasse zum Albrechtsorden und Herrn Bezirkssteuerinspektor Pögl den Titel als Steuerrat verliehen.

— **Stolpen.** Die Prämie der Völkerschlagendenmal-Lotterie im Betrage von 75000 M. fiel in die Kollektion des Buchbindermeisters Alwin Reymann hier auf das mit einem 5 Mark-Gewinn gezogene Los Nr. 53651. Der glückliche Gewinner ist ein hiesiger Uhrmachermeister.

— **Der 25. Mai vor 200 Jahren.** In seiner „Geschichte des sächsischen Hochlandes“ berichtet der Pöhliger Pastor C. W. Hering: „Am 25. Mai 1705 begann ein heftiges Schneegestöber und im Gebirge lag tags darauf der Schnee eine halbe Elle hoch und Eiszapfen hingen an den Dächern. Da der Schnee im Gebirge ein paar Tage liegen blieb, so kamen die Landwirte wegen des Viehfutters in die größte Verlegenheit. Es erfroren auch die Schwärden und andere Vögel. Die Bäume wurden zum Teil von den Schneemassen zusammengedrückt, doch erfolgte da, wo die Äste der Bäume nicht gebrochen waren, und man den Schnee nicht abschüttelte, eine reiche Obsterte, sowie überhaupt die Ernte im Allgemeinen sich als reichlich zeigte. Vom 20. Juni an begann nämlich ein sehr heißer, fruchtreicher Sommer.“ Das Jahr 1705 war überhaupt ein absonderliches. Am 6. Mai erschütterte ein heftiges Erdbeben die Leute, die all diese Naturereignisse mit den Trübsalen des Nordischen Krieges in Verbindung brachten. Pfingsten fiel damals auf den 31. Mai. Am Sonnabend nach Pfingsten, also am 6. Juni, fiel nochmals massenhafter Schnee, der aber bald schmolz. Ein Augenzeuge berichtet: „Der Schnee hatte sich gleich ungeheuren Wollbäuden und Betten auf die Bäume gelegt.“ Daß derartige Nachwinter nichts Seltenes sind, beweist eine Nachricht aus der Zeit vor 350 Jahren. Am 11. Juni 1555 schneite es im Erzgebirge „eines Schubes tief.“

— **Mit Straporto belegte Postkarten** werden seit einiger Zeit in großen Mengen bestellt. Bekanntlich ist es seit dem 1. April gestattet, bei Benutzung von Ansichtspostkarten auf der linken Hälfte der Adressatenseite schriftliche Bemerkungen zu machen, um die Ansichten auf der Rückseite nicht zu beeinträchtigen. Vielfach wird nun geglaubt, daß man dies auch bei gewöhnlichen Postkarten tun dürfe. Das ist aber eine falsche Ansicht; derartige behandelte Postkarten werden mit Straporto belegt, da sie auf der Vorderseite außer der Adresse nur den Namen nebst Wohnung des Absenders enthalten dürfen.

Theater in Eisenstod.

Am Sonntag nachmittag wird als letzte Kinderdarstellung das Märchenpiel: „Zwerg Rumpelstilzchen“ gegeben, das für die Kinder Verheißendes und Unterhaltendes bietet. — Als letzte Sonntagsvorstellung gelangt zum ersten Male die große Gesangsposse „Die Spreewälderin“ oder „Der stolze Heinrich“ zur ersten Aufführung. Viel Humor und drastische Komik wird für heitere Stimmung sorgen und auch Gesangsfreunde werden auf ihre Rechnung kommen. — Die letzte Vorstellung bietet noch eine Lustspiel-Novität ersten Ranges: „Im bunten Rod“ von Franz von Schönthan und Freiherr von Schlicht.

Zur Festlegung des Schuljahresanfanges.

Ostern ist vorbei, das heuer so spät fiel, und langsam bestimmen die Ragen der Kreise, die unter dem späten Ostertermin litten und Festlegung wenigstens des Schuljahres verlangten. Vom Brandenburgischen Provinzial-Schulcollegium hört man zwar, daß es den Beginn des Sommer-Schuljahres auf den 1. April festgelegt habe, sonst aber sind anscheinend wenig Erfolge zu verzeichnen.

Außer Schulmännern sind es besonders Angehörige der Erwerbsthätigen, die diese Aenderung ersehnen. Denn späte Ostern bringen ein kurzes Schuljahr mit all seinen Nachteilen, die sich in allen Schulen, ganz besonders aber in den gewerblichen fühlbar machen, und recht unangenehm macht sich der späte Ostertermin auch im bürgerlichen und wirtschaftlichen Leben bemerkbar. Die alte alexandrinische Berechnungsweise, daß Ostern am Sonntag nach dem ersten Frühlings-Vollmond gefeiert wird, berücksichtigte die Bedürfnisse jener alten Zeit. Wenn heute aber die Kirche daran festhält, so kann man zwar die Ehrfurcht vor dem alten Herkommen verstehen, aber selbst im Interesse der Kirche kann doch eine Festlegung des Festes der Auferstehung grundsätzlich gewünscht werden. Das Geburtsfest unseres Heilandes, Weihnachten, hat doch auch sicher unter der Festlegung auf einen bestimmten Tag nicht gelitten! — Doch die Regelung wird man ja schließlich der Kirche überlassen müssen, aber die damit verbundene verschiedene Fänge des Schuljahres zu regeln,

dazu mühten doch von den zuständigen Schulbehörden energische Schritte getan werden. Brachte der Ostertermin diesmal doch sogar einen Schulgeld-Ausfall mit sich, ganz zu schweigen von den unbefriedigten Bedürfnissen der verschiedenen Erwerbsthätigen, die ihre Lehrlinge erwarten bez. losprechen wollten. Aber wessen Sache ist diese Regelung? Solange das Reich als solches sich nicht um die Schulverhältnisse kümmert, sondern dies den Einzelstaaten überläßt, und beispielsweise das Sächs. Schulgesetz in § 4 Abs. 3 bestimmt: „Beim Beginne eines neuen Schuljahres — zu Ostern — sind der Schule jedesmal die Kinder zuzuführen usw., so lange sind auch die Einzelstaaten kompetent zur Festlegung des Schuljahres,“ so genügt es vom 1. April bis 31. März.

Für Sachsen ist sicherlich der sächsische Landtag, der ja das Schulgesetz erlassen hat, die oberste Instanz für Regelung der Angelegenheit. Aber ob es nicht auch — auf Ersuchen — im Wege der ministeriellen Ausführungsverordnung gehen würde? Oder gar — ginge es nicht auf dem Wege der Lokalschulordnung?

Außer der oben angeführten Bestimmung über den Anfang des Schuljahres ist nämlich nichts weiter darüber im Schulgesetz gesagt und nur „Etwas, was den verbietenden Bestimmungen dieses Gesetzes widerspricht, darf in einer Lokalschulordnung nicht enthalten sein.“ (S. Walter, „Das Volksschulrecht“ S. 83). Ist das so feinerzeit mit der Einverleibung nach Dresden sein geregelter Schuljahr auf; sollte es anderwärts keine sächsischen Schulgemeinden mehr geben, die sich eines solchen erfreuen? Sollte anderwärts unmöglich sein, was in Ostern möglich war? Wenn auch von vornherein zugegeben werden muß, daß in größeren Orten die Verhältnisse natürlich verwickelter sind als in kleineren Orten, so stehen diesen Orten aber auch mehr Befugnisse zu, und vielleicht finden sie auch bei zuständigen Stellen eher Gehör! Die beifällige Aufnahme, die der einstimmige Beschluß der Dresdener Stadtverordneten im Lande gefunden hat, der Rat möchte mit dem Ministerium über diese Angelegenheit in Verhandlung treten, beweist die Dringlichkeit dieser Regelung.

Ohne Furcht und Tadel.

Erzählung aus der napoleonischen Zeit von Lucie Zuber.

Schon hatte der Herbststurm in Falkenwalde die Blätter von den Bäumen gerissen, still und grau, wie ein Leichentuch, hing der Nebel über der Landschaft. Es war stille, trübe Zeit. Man hörte wenig von den französischen Heeren in Russland; daß sie den Rückzug angetreten hatten, war allgemein bekannt; mitunter drang auch ein Gerücht von blutigen Schlachten zwischen Franzosen und Russen über die Grenze, aber es klang noch alles unbestimmt und verworren, und die französischen Beamten herrschten im preussischen Lande, als wäre es ihr eigenes. Und doch begann in dem zertretenen Bolle leise, leise die Hoffnung sich zu regen. In der Falkenwalder Dorfschenke, die, wie immer, der Sammelpunkt des geistigen Lebens für das ganze Dorf war, sprach man über diesen Rückzug.

„Nun haben wir sie nächstens wieder im Lande!“ riefte der Schmied und fuhr sich mit den eisernen Fäusteln durch das dicke, krause Haar.

„Aber diesmal sind sie auf dem Rückzug!“ entgegnete Graumann bedächtig, „ob das nicht doch einen kleinen Unterschied macht?“

„Den Unterschied, daß sie uns nur noch mehr schinden, als sonst!“ bemerkte der Wirt, der auch in den Zeiten der Not sein rundes Büschlein nicht verloren hatte. „Nun werden sie uns alles fortnehmen!“

„Und dann gehen auf dem Schlosse die Gastereien erst recht wieder los!“ freute sich der Schmied. „Die Fräulein von Selbnitz aus Groß-Kauschen sind ja schon lange nicht mehr zum Souper gekommen!“

„Die Selbnitz sind nächstens fertig!“ entgegnete Graumann, „sie haben völlig abgewirtschaftet. Im Rastenburg Amtsbüro steht jetzt, daß ihr Gut binnen einem Vierteljahr subhastriert werden soll. Wenn sie also bis dahin sich nicht Geld verschaffen, wird ihnen alles verkauft, und sie müssen in die weite Welt hinausgehen.“

„Es ist doch niemals herausgekommen, wer ihren Bedienten, den Jean, eigentlich totgeschossen hat!“ bemerkte der Wirt nach einer Pause wieder.

„Wer soll es denn anders getan haben, als die Franzosen?“ fragte Graumann verwundert; „wie viel Menschen sind damals unnötig um ihr Leben gekommen!“

„Um!“ machte der Schmied, „ob das wohl wirklich eine Franzosenfrage gewesen ist?“

Der Schmied sah ihn starr an. „Was meinst du?“ fragte er gespannt.

„Ich meine gar nichts. Aber man sagt, die Kugel, die den Jean getötet hat, sei aus dem Falkenwalder Schloß gestiegen!“ Der Klätcher erschrak selbst über die Wirkung seiner Worte, denn schwer und eifern, wie kein größter Hammer, fiel die Faust des Schmiedes auf die Tischplatte, und seine tiefstehenden Augen schossen Blitze. „Ist das wahr?“ rief er.

„Du mit deinem ewigen „man sagt!“ fuhr Graumann erzürnt den Schmied an, „du wirst dich doch noch einmal um deinen Hals reden; dein Glück, daß dich Raichle nicht gehört hat, er hat dich schon einmal geschüttelt, daß dir die Zähne im Munde klapperten!“

„Daß den Schmied gehen, Graumann,“ bemerkte der Wirt, „ich tat doch in die Frage nur, weil ich es auch schon gehört habe. Peterreit klafft ja sonst mehr zusammen, als er verantworten kann, aber diesmal ist er im Recht. Die Leute sagen es; ich höre es in Rastenburg, daß ihn der Baron habe heimlich erschießen lassen!“

„Zum Kukud!“ rief Graumann ungeduldig, „die Leute! Es ist doch kein Verstand in diesem Geschwätz, nicht ein Funken! Der Baron hält es mit den Selbnitz, das werst ihr selber ihm oft genug vor, und dann soll er ihren Bedienten erschießen lassen! Warum denn? Wenn ihr einen Grund dafür wißt, dann sagt ihn nur, ich weiß keinen! Eher könnte es noch einer von den Dornik von Groß-Kauschen aus Eifersucht getan haben, weil der Jean Anna Raichle nachstellte, die doch die Braut von Hans Dornik ist!“

„Die Dornik waren beide bei dem Feuer in Groß-Kauschen, Vater und Sohn, und standen neben mir, als ihr Fußwerk mit dem Erschossenen ansam!“ sagte der Schmied ganz entschieden. „Die können es nicht gewesen sein, und sie wußten auch von nichts. Zu glauben ist es ja eigentlich nicht. Aber wenn es überall erzählt wird, dann ist es auch etwas daran; woher kommen sonst solche Gerüchte? Es kommt eins zum andern bei dem Herrn Baron von Durand, und zuletzt wird auch der Tag kommen, an dem wir Rechenschaft von ihm fordern werden für all' das, was er im Geheimen beging!“

„Soll er Rechenschaft geben für all' den Unfuss, den ihr ihm nachredet?“ fragte Graumann zornig. „Er wird Euch mit

der Peitsche begrüßen, und ich hätte nicht übel Lust, ihm dabei zu helfen!“

Der Schmied antwortete nicht, aber in seinen Augen glimmte wieder jenes heimliche Feuer, das viel gefährlicher war, als die giftigen Heyreden des schwächlichen Schneiders.

Ein Reiter sprengte durch das Dorf und hielt vor der Tür des Wirtshauses, er trug eine preussische Uniform, und die Bauern steckten die Köpfe zusammen. Der Wirt lief eilig hinaus und lehrte soeben mit dem Fremden zurück. „Ein Kurier aus Berlin!“ sagte er erstaunt und mit großer Wichtigkeit, „direkt vom König!“ „Wo ist der Dorfshulze?“ fragte der Mann, den Brandenstein bei seiner Abreise instruiert hatte, die Sendung des Königs geflüstert vor die Dorfleute in Falkenwalde zu bringen.

Graumann trat vor. „Hier!“ sagte er. „Führen Sie mich sofort zum Herrn Baron von Durand, ich habe wichtige Briefschaften eigenhändig abzugeben.“

„Vom König von Preußen?“ stammelte Peterreit, dem der Mund offen stehen blieb.

„Ja doch!“ versetzte der Kurier ungeduldig. Von Seiner Majestät Friedrich Wilhelm III. Der Herr Baron wird mir eine Empfangsbefehlnigung ausstellen, die ich nach Berlin zurückzubringen habe.“

„Sind Sie denn aber ungefährdet durch alle die französischen Beamten, die noch im Lande sind, durchgekommen?“ fragte der Schulze erstaunt.

„Meine Sendung ist Privatangelegenheit, und da hüten sich die Herren Franzosen doch, sie anzuhalten, das könnte ihnen übel bekommen!“ erwiderte der Bote.

Der Schmied hatte sich nunmehr von seiner Bestürzung, in die ihn diese Benennung der Dinge versetzt hatte, erholt. „Das ist ja gar kein königlicher Kurier, das ist ein Schwindler!“ flüsterete er dem Schmied zu. „Die ganze Geschichte geht wieder vom Schloß aus, um uns Sand in die Augen zu streuen. Wie wird denn der König mit dem Baron eine Privatfache haben!“

Der Kurier hörte diese Worte, obgleich sie sehr leise gesprochen wurden. Mit zornrotem Gesicht fuhr er herum und derlei dem Schmied eine so derbe Ohrfeige, daß dieser taumelte. „Ich will dich lehren, du Lump!“ rief er, „des Königs Bote einen Schwindler zu nennen! Wenn ich dich in den nächsten Stadt anzeige, so kommst du ins Loch. Kommen Sie, Herr Schulze, Sie scheinen mir ein verständiger Mann zu sein, zeigen Sie mir den Weg zum Schlosse!“

Er ging mit Graumann fort, nicht, ohne noch einen sehr erzürnten Blick auf den verdutzten Peterreit geworfen zu haben. „Nimm dich in Acht!“ drohte er.

Der Wirt machte dem Herrn Kurier einen tiefen Wink, den dieser mit einem höflichen Gruß beantwortete; dann ging er mit Graumann fort. Unterdessen sah der Schmied und rief seine Wange. Plötzlich aber erhielt sich kein Gesicht. „Ich hab's!“ flüsterete er geheimnisvoll. „Jetzt weiß ich, was der König von Preußen aus Berlin für eine Postchaft an den Baron schickt!“

„Nun!“ fragten die anderen gespannt.

„Den Befehl zur Hinrichtung!“ erwiderte Peterreit triumphierend.

„Das ist wieder einmal Unfuss!“ entgegnete der Schmied, barsch! „Den Befehl zur Hinrichtung bringt ein Sendarm und nimmt den Schuldigen gleich mit, und dann verrichtet der Henker sein Werk. Soll dieser seine Herr den Baron etwa auf seinem eigenen Schloßhof köpfen? Und meinst du, daß der sich das gefallen lassen wird, solange der Förster noch eine Kugel in der Tasche hat? Wir werden es wohl nie erfahren, was der König an den Baron schreibt, der Herr hält es einmal nicht für nötig, seinen Dorfleuten auch nur die geringste Aufklärung zu geben!“

Und als der Schmied weiter höhnte, daß der Baron das königliche Schreiben wohl sicher nicht an den Spiegel stecken würde, war der gute Einbruck, den die seltsame Postchaft zuerst gemacht hatte, bald wieder verfliegen.

Als Graumann mit dem Kurier im Schlosse anlangte, trafen sie auf den Förster, der gleichfalls mit Erstaunen diese merkwürdige Neuigkeit vernahm. Das Herz des treuen Mannes schlug hoch auf, ahnte er doch eine große Freude für seinen geliebten Herrn. Er lief mehr, als er ging, dem Boten voraus und rief, nach raschem Anknöpfen, die hohen Hüftgürteln des Gemaches, in dem sich Durand mit seiner Mutter befand, weit auf. „Ein Kurier Seiner Majestät des Königs von Preußen für den Herrn Baron!“ rief er mit vor Erregung zitternder Stimme, dann zog er sich bescheiden zurück. „Was ist geschehen?“ sagte der Baron fast atemlos. Eine solche Sendung hatte er nicht erwartet.

„Ich bringe dem Herrn Baron von Durand im Auftrag Seiner Majestät des Königs ein Schreiben von dem Herrn Rittmeister von Brandenstein“, entgegnete der Bote mit tiefer Verneigung und überreichte zugleich das Briefpäckchen.

(Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

— **Der Kaiser und die Ansichtspostkarte.** Der Kaiser liebt es, auf seinen Reisen sich der Ansichtspostkarte zu bedienen, um Grüße in die Heimat, an seine Gemahlin, seine Kinder oder auch ihm sonst nahestehende Persönlichkeiten zu schicken. Wurden während einer solchen Reise, wie namentlich auf der Mittelmeerfahrt, von einem der Teilnehmer Augenbildschilder auf Karten aufgenommen, so benahmt er diese wohl auf und verwendet sie bei Gelegenheit noch später an diesen oder jenen, der auf ihnen dargestellt ist, so zum Jahreswechsel oder auch zum Geburtstage desjenigen, dem der Gruß zugehört ist. Dabei pflegt der Kaiser aber nur die Bildseite zu beschreiben und oft erinnert er mit einem Scherzworte an ein gemeinschaftliches heiteres Erlebnis. Dann aber geht die Karte nicht den Weg aller Ansichtskarten, sondern sie wird wie jedes kaiserliche Schreiben besördert, also nicht offen, sondern in einem versiegelten Briefumschlag und mit dem Bemerkte „Allerhöchste Angelegenheit.“ Bekanntlich genießt der Briefwechsel des Kaisers nicht nur Postfreiheit, sondern wird auch in jedem Falle durch Eilboten bestellt, d. h. zu jeder Tag- oder Nachtzeit ohne Verzug sofort ausgetragen. So passiert es manches Mal einem derer, an die der Kaiser in Freundschaft gedacht hat, daß er nächster Stunde geweckt und durch einen alle Merkmale eines amtlichen Schreibens aufweisenden Brief überrascht wird, als dessen Inhalt sich nachher ein kameradschaftlicher Gruß oder Glückwunsch des kaiserlichen Abenders herausstellt.

— **Schnell gefaßt.** Vor dem Standesamt zu Neuerburg (Bez. Trier) spielte sich dieser Tage ein seltsamer Vorgang ab. Ein Arbeiter ging mit seiner Braut und deren Schwester zum Standesamt, um das Aufgebot zur Eheschließung zu machen. Vor dem Hause angelangt, wollte die Braut trotz aller Bitten nicht mehr mitgehen. Die Sache wurde dem Bräutigam, da sich eine Menschenmenge anzusammeln begann, höchst unangenehm. In seiner Not fragte er die Schwester der Braut, ob sie die Seine werden wollte. Als diese sofort einwilligte, gingen sie auf das Standesamt, wo das Aufgebot gleich befohrt wurde. Die Braut hatte sich in der Zwischenzeit davongemacht.

— E
ausgedroht
öffentliche
und Cowbo
sich Schu
die Unterz
den nächste
und auch le
Aber selbst
die Rander
kommen. I
zu wenig f
— D
Kleider der
anspruchvo
vor die Lü

Aird
Aufge
S. des we
Deleue H
maschin
Getraun
geb. Reic
Getraun
Freitag, 1
Begrab
meister h
Borm.
Beichtre
die Jüngl

Herr I



Sonn
Se
Hüte
empfehl
Kaufh

Das an
B
sowie das
von Herrn
Logis f
Näheres

E
he
D
Oetk
I
I
Million
von

Sch
en verraten
und Annu
Lana
v. Kahn
danke
Gautaus
à St. 50
Schönheide

Spei
habe zum
zahl vor
Herrn W
Bedarf hab
E. I